Sobald die Schuljahre gekommen sind, heißt es darauf achten, daß immer erst die Schulaufgaben erledigt werden, bevor es zum Spiel geht. Man darf nur nicht vorher mit dem steten Drohen: „Warte, wenn du erst einmal zur Schule kommst", die Kinder einschüchtern; dann wird man nicht viel Schwierigkeiten mit fleißigem und aufmerksamem Schulbesuch haben. Auch muß man stets an den Fortschritten der Kleinen frohen Anteil nehmen und ihr Lernen überwachen; dadurch weckt man den Fleiß stets von neuem. Gewiß kommen in jedem Kindesleben Perioden, wo alle Freude an der Schule verschwunden zu sein scheint, aber sie gehen vorüber. Später werden die Kinder es dauernd uns danken, wenn wir sie ernst zum Fleiße angehalten haben.

Der Hagestolz.

Erzählung von Adalbert Stifter.

11)

Wanderung.

Und noch größer und noch glänzender wurde die Welt, die tausend jubelnden Wesen waren überall und Viktor schritt von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, den großen kindischen Schmerz im Herzen und die staunenden Augen im Haupte tragend. Jeder Tag, den er ferne von der Heimat zubrachte, machte ihn fester und tüchtiger. Die unermeßliche Oede der Luft strich durch seine braunen Locken; die weißen wie Schnee glänzenden Wolken bauten sich hier auf, wie sie sich in seinem mütterlichen Tale aufgebaut hatten; seine schönen Wangen waren bereits dunkler gefärbt, das Kränzlein trug er auf seinem Rücken und den Reisestab in der Hand. Das einzige Wesen, das ihn an die Heimat band, war der alte Spitz, der furchtbar abgemagert neben ihm herlief. Am dritten Tage nach der Abreise war er nämlich unvermutet und unbegreiflich nachgekommen. Viktor ging eben in sehr früher Morgenstunde auf einem kühlen, breiten, feuchten Landwege durch einen Wald empor, als er umschauend, wie er es öfter zu tun pflegte, um sich an den Blitzen der nassen Tannen zu ergötzen, ein Ding gewahrte, das sich eilfertig gegen ihn heranbewegte. Aber wie staunte er, als die dunkle Kugel näher gekommen an ihm emporsprang und sich als den alten ehrlichen Spitz seiner Ziehmutter auswies. Aber in welchem Zustande war er: die schönen Haare hatten sich durch Kot verklebt und waren bis zur Haut hinein mit weißem Straßenstaube angefüllt, die Augen waren rot und entzündet; da er rasche Freudentöne ausstoßen wollte, konnte er nicht denn seine Stimme war heiser geworden, und da er auch Freudensprünge versuchte, fiel er mit dem Hintergestelle in den Graben.

„Du armer lieber Spitz," sagte Viktor, indem er sich zu ihm niederkauerte; „siehst du nun, du altes törichtes Haus, was du für einen Unsinn unternommen hast?"

Aber der Spitz wedelte auf diese Worte, als hätte er das größte Lob empfangen.

Das erste, was der Jüngling tat, war, daß er ihn mit einem Tuche etwas abwischte, damit er besser aussähe. Dann nahm er zwei Brote heraus, die er heute früh zu sich gesteckt hatte, wenn ihm etwa ein Bettelmann begegnete, setzte sich auf einen Stein und begann sie dem Spitz stückweise vorzuwerfen, der sie heißhungrig und eilig verschlang und zuletzt noch immer auf die Hände des Jünglings schaute, als diese schon längstens leer waren.

„Jetzt habe ich nichts mehr," sagte Viktor, „aber wenn wir zu dem ersten Bauernhause kommen, kaufen wir eine Schüssel Milch, die du ganz allein auffressen darfst."

Der Spitz schien beruhigt, als hätte er die Worte verstanden.

Einige Schritte weiter weg, wo von einem moosigen Felsen ein dünnes Wasserfädlein herabrann, fing Viktor in seinem ledernen Reisebecher, den ihm die Mutter gegeben hatte, soviel Wasser auf, bis er voll war und wollte dem Spitz zu trinken geben. Allein dieser kostete nur ein wenig und schaute dann den Geber erwartend an; denn er war nicht durstig und mochte wohl aus allen den hundert Gräben und Bächen getrunken haben, über die er gekommen war.

Dann gingen sie miteinander weiter und in dem ersten Wirtshause schrieb Viktor einen Brief an die Mutter zurück, daß der Spitz bei ihm sei und daß sie sich nicht kränken möge.

In Hinsicht der Milch hatte Viktor redlich Wort gehalten. Auch sonst bekam der Spitz von nun an so viel, als er nur unterzubringen vermochte; allein, obgleich er auf diesem Wege in einem Tage mehr verzehrte, als zu Hause kaum in dreien, so verfiel er doch durch die Nachwirkung der ungewohnten Anstrengung, die weiß Gott wie furchtbar gewesen sein mag, so sehr, daß er gleichsam nur mehr in seiner eigenen Haut hängend neben dem Jünglinge hertrabte.

„Es wird sich schon bessern", dachte dieser und sie schritten weiter.

Grübelig blieb es Viktor immer, warum ihm denn das Tier gerade dieses eine Mal nachgekommen sei, da es doch sonst, wenn er auch tagelang fort war, auf einen einfachen Befehl zu Hause geblieben sei und auf ihn gewartet habe. Aber dann schloß er nicht unrecht, daß der Spitz, dessen ganze Lebensaufgabe es war, das Tun und Lassen seines höheren Freundes, des Knaben, zu beobachten, ganz wohl gewußt habe, daß dieser nun auf immer fortgehe und daß er darum das Aeußerste unternommen habe, um ihm zu folgen.

Und so schritten sie nun miteinander fort; über Hügel zu Hügeln, über Felder zu Feldern — und oft konnte man den Jüngling sehen, wie er an einem Wiesenbache den Hund wusch und ihn mit Gräsern und Laubwerk trocknete — oft, wie sie ruhig nebeneinander gingen — und oft, wie der Hund neben seinem Herrn stand und die Augen zu ihm emporrichtete, wenn dieser auf einer Anhöhe stille hielt und weit und breit über die Auen schaute, über die langen Streifen der Felder, über die dunklen Flecken der Wäldchen und über die weißen Kirchtürme der Dörfer.

An dem Wege des Wanderers wallten oft die Wellen des Kornes, das jemandem gehören mußte, Zäune umgaben es, die jemand gezogen haben mußte und Vögel flogen nach diesen und jenen Richtungen, wie nach verschiedenen Heimaten. Viktor hatte seit Tagen mit keinem Menschen gesprochen, als wenn ihn etwa ein Fuhrmann oder ein Wanderer grüßte, oder der Wirt zum Abschiede das Käppchen lüftete und sagte: „Glückliche Reise — auf Wiedersehen."

Am achten Tage, nachdem er die Mutter und sein Tal verlassen hatte, kam er in eine Gegend, die ungleich mancher unwirtlichen, über die er bisher gewandert war, reinlich und wohltätig über sanften Hügeln dahinlag, wieder den Wechsel der Obstwälder zeigte, wie zu Hause in seinem Tale, mit wohlhabenden Häusern geziert war und kein landgroßes Stücklein aufwies, das nicht benutzt war und auf dem nicht etwas wuchs. In dem weiten Grün dahin war der Silberblick eines Stromes und fern war ein gar so sanftes, fast sehnsuchtreiches Blau der Berge. Diese Berge hatte er schon lange an seiner Linken hinziehend gehabt, nun aber schwangen sie sich in einem Bogen näher gegen die Straße und zeigten schon die mattfarbigen Lichter und Spalten in ihren Wänden.

„Wie weit ist es denn noch bis Attmaning?" frug er einen Mann, der in der Gartenlaube eines Dorfwirtshauses saß und einen kühlen Trunk tat.

„Wenn Ihr heute noch ein gutes Stück geht, so könnt Ihr es morgen bei rechter Zeit erreichen", erwiderte dieser, „aber da müßt Ihr den Steig nehmen und Euch schon ob der Afel gegen das Gebirge schlagen."

„Ich will eigentlich in die Hul."

„In die Hul? — Da werdet Ihr schlechte Aufnahme finden. Aber wenn Ihr noch über die Geisel steigen wollt, rechts am See, da kommt Ihr zu einem lustigen Hammerschmiede, den ich Euch empfehlen kann, wo es schon ein anderes Geschick hat."

„Ich muß aber in die Hul."

„Nun da habt Ihr von Attmaning noch drei schwache Stunden hinein."

Viktor hatte sich während des Gespräches zu dem Manne niedergesetzt und sich und den Hund gelabt. Nachdem er mit seinem Nachbar noch einiges hin und her geredet hatte, machte er sich wieder auf und ging an diesem Tage noch dem Rate seines neuen Gönners noch ein gutes Stück, bis er zu der Afel kam, die ein blaues klar fließendes Wasser war. Am andern Tage, als kaum die erste Dämmerung leuchtete, sah man ihn schon auf dem von seinem Ratgeber angezeigten und von ihm näher erfragten Fußwege von der Straße ab gegen das Gebirge wandeln. Die riesigen hohen Lasten schritten immer näher gegen ihn und zeigten im Laufe des Vormittags mannigfaltige, freundliche, schönfarbige Zeichnungen. Rauschende Wässer begegneten ihm, Kohlbauern fuhren; manchmal ging schon ein Mann mit spitzem Hute und Gemsbarte — und ehe es zwölf Uhr war, saß Viktor bereits unter dem Ueberdache des Gasthauses zu Attmaning, wo er wieder zu der Straße gekommen war und sah gegen die Gebirgsöffnung hinein, wo alles in blauen Lichtern stimmerte und ein schmales Wasserstreifen, wie ein Sensenblitz leuchtete.

Attmaning ist der letzte Ort des Hügellandes, wo es an das Hochgebirge stößt. Seine hellgrünen Bäume, die nahen Gebirge, sein spitzer Kirchturm und die sonnige Lage machen es zu dem lieblichsten Orte, den es nur immer auf unserer Erde geben kann.

Viktor blieb bis gegen vier Uhr an seinem Gassentischchen — welcher Gebrauch ihn sehr freute — sitzen und ergötzte sich an dem Anblick dieser hohen Berge, an ihrer schönen blauen Farbe und an den duftigen wechselnden Lichtern darinnen. Dergleichen hatte er nie in seinem Leben gesehen. Was ist der größte mächtigste Berg seiner Heimat dagegen? Als es vier Uhr schlug und die blauen Schatten allgemach längs ganzer Wände niedersanken und ihm die früher geschätzten Fernen derselben wunderlich verrückten, fragte er endlich, wo hinaus die Hul liege.

„Da oben am See," sagte der Wirt, indem er auf die Oeffnung zeigte, auf welche Viktor am Nachmittage so oft hingesehen hatte.

„Wollt Ihr denn heute noch in die Hul?" fragte er nach einer Weile.

„Ja," sagte Viktor, „und ich will die jetzige kühle Abendzeit dazu benutzen."

„Da müßt Ihr nicht säumen," erwiderte der Wirt, „und wenn Ihr niemand andern habt, so will ich Euch meinen Buben durch das Holz geben, daß er Euch dann weiter weise."

Viktor meinte zwar keines Führers zu bedürfen; denn die Bergmündung stand ja so freundlich und nahe drüben: aber er ließ es dennoch geschehen und richtete indessen seine hingelegten Reisesachen in Ordnung.

Seltsam war es ihm auch, daß die Leute, wenn sie von der Hul sprachen, immer „oben" sagten, während für seine Augen die Berge dort so duftschön zusammengingen, daß er den Wasserschein tief unten liegend erachtete; obwohl er anderseits auch sah, daß die Afel gerade von jener Gegend springend und schäumend gegen Attmaning daherkam.

„Geh', Rudi, führe den Herrn da auf den Hals hinauf und zeige ihm dann in die Hul hinunter," rief der Wirt in das Haus hinein.

„Ja," tönte eine kindliche Stimme heraus.

Alsbald kam auch ein blondhaariger, rothäckiger Bube zum Vorscheine, sah Viktor mit freundlichen blauen Glotzaugen an und sagte: „So gehe, Herr."

Brockensammlung.

Annahmestelle Kloster Marienberg:

Theologenpfennig.

Ungenannt 3 *M.* — Ungenannt 5 *M.*

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 38. Sonntag, 20. September. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 20. September: Eustachius.
Montag, den 21. September: Matthäus.
Dienstag, den 22. September: Mauritius.
Mittwoch, den 23. September: Thekla.
Donnerstag, den 24. September: Gerhard.
Freitag, den 25. September: Kleophas.
Samstag, den 26. September: Cyprian.

Sonntagslesung.

Wie viel Furcht ist in der Welt! Alles ist so ungewiß. Der Gedanke an die Zukunft lähmt die Kräfte und stört den Frohsinn. Er liegt wie Melancholie über der Welt. Und was wird nicht alles gefürchtet: Arbeitslosigkeit, unerträgliche Steuern, Geschäftsstockungen, der kommende Winter mit neuen Sorgen. Wohin wir sehen, türmen sich Berge von Sorgen auf, man braucht nur in der eigenen Familie Umschau zu halten und Bangen beschleicht das Herz. Und da sagt der göttliche Heiland im heutigen Evangelium: „Sorge nicht", und dieses „Sorge nicht" begründet er durch den Hinweis auf die göttliche Vorsehung. Wer darauf vertraut, der ist wirklich von banger Furcht erlöst, denn Furcht ist eine Sache des Gefühls und über Gefühle sind wir selber Herr, aber wer an die Vorsehung denkt und glaubt, der hält seine Seele gesund und macht sie stark und widerstandsfähig. Gott hat die Bahnen unseres Lebens bestimmt, er kennt unsere Prüfungen und Sorgen und unser Leid. Und Gott hat alle Dinge, kleine und große, nach einem weisen Plane in die Schöpfung gelegt, und wir sollen nicht um Wunder bitten, daß er diese Pläne umstößt. Mag unser Leben hart sein, andere haben ein viel härteres Schicksal zu tragen und sind dabei glücklich und zufrieden, weil sie Gottesliebe und Gottvertrauen im Herzen haben. Sobald wir den Gedanken festhalten: „Nichts geschieht von ungefähr, alles kommt von oben her", und „denen, die Gott lieben, wird alles zum Besten gereichen", der gewinnt auch dem schlimmsten, dunkelsten Leid eine Sonnenseite ab und vermag den schwarzen Trauermantel von den Schultern zu werfen.

Heiligung der täglichen Werke.

XXXVIII.

Von den Pflichten der Jungfrauen.

Wenn wir heute von den Pflichten der Jungfrauen reden, so haben wir dabei diejenigen im Auge, die nicht im ledigen Stand bleiben wollen, vielmehr ans heiraten denken. Die beste Vorbereitung zum Ehestand ist, wenn man sich im ledigen Stande gut aufführt. Daran sollst du denken, christliche Jungfrau, wenn ein Mann um deine Hand anhält. Sei nicht zu voreilig, nicht etwa bloß auf deine Versorgung bedacht.

Viele, wie du vielleicht selbst weißt, viele putzen und zieren und zerren sich, um ja nicht überzubleiben; viele seufzen und laufen und rennen, um bald einen Mann zu bekommen; viele können den Tag ihrer Hochzeit kaum erwarten — und schon die nächste Woche darauf hängen sie den Kopf. Lieber, tausendmal lieber gar keinen Mann, als einen schlechten Mann.

Sieh, du hast es wohl schon öfters selbst gehört: wenn man eine Mannsperson loben will, so sagt man: „Er ist kein Spieler, **kein Trinker, und man weiß auch sonst von ihm nichts Unrechtes**".

Wenn der Mann ein Spieler ist, so ist er auch ein Dieb, welcher sogar seinem Weibe und seinen Kindern das Geld unverantwortlich wegstiehlt.

Das Volltrinken ist eine böse Gewohnheit, welche am schwersten und am seltensten abgelegt; aus Hunderten kaum von Einem mehr abgelegt wird. Wenn der Mann dem Trunke ergeben ist, so hat das Weib an ihm einen Plagegeist, der sie Tag und Nacht martert; sie hat an ihm einen bösen Geist, der sie zu allerlei Sünden verführen wird. Aus der Trunkenheit, sagt die hl. Schrift selbst, entsteht alle Ausgelassenheit.

Das größte Lob, welches man einer ledigen Mannsperson erteilen kann, ist freilich dieses: „Man weiß auch sonst nichts Unrechtes". Wenn es nur auch alle Mal wahr wäre!

Weißt auch du von dem, den du heiraten willst, nichts Unrechtes? Haft du von ihm nie unkeusche Reden gehört? War er in deiner Gegenwart nie zu frech und zu ausgelassen? — Du schlägst die Augen nieder. —

Höre also, höret, alle ledigen Personen! was ich jetzt sage, und ich will auf das sterben, was ich sage:

Nach einer sündhaften Bekanntschaft folgte noch selten eine glückliche Ehe. Wer den andern wahrhaft liebt, der muß vor Allem seine Tugend in Ehren halten; und wahre ehrliche Liebe kann sich auch nur auf Tugend gründen. Wie kann aber ein Mann sein Weib noch wahrhaft lieben und schätzen, wenn er sich einst erinnern muß, daß sie eine so schwache Tugend, oder vielmehr, daß sie gar keine Tugend hatte? Wie kann einst ein Weib ihren Mann noch warhhaft lieben und schätzen, wenn sie, so oft sie ihn nur ansieht, denken muß: „Du, bist es, der mich zu der ersten schweren Sünde, zu so vielen Sünden verleitet hat?" — Und endlich, wie kann man sich nach einem sündhaften Leben Gottes Segen zum Ehestande versprechen? Wie werden diejenigen einst ihre Kinder gut und christlich erziehen, die selbst ihre Jugend so schlecht und unchristlich zugebracht haben? Wo werden sie einst in Kreuz und Leiden Trost finden, wenn sie denken müssen: „Ich habe dieses Alles und wohl noch mehr durch meine Jugendsünden verschuldet?" —

Kreuz und Leiden bleiben im Ehestande nie aus. Mit Kreuz und Leiden muß man hausen; durch Kreuz und Leiden muß man in den Himmel kommen: es führt dahin kein anderer Weg als der Kreuzweg. Aber das größte Kreuz, die schwersten Leiden laden sich diejenigen selbst freiwillig auf, die den Ehestand so voreilig und blindlings antreten; die dabei nur auf Geld oder Gestalt sehen, oder wohl gar den ledigen Stand in Sünden und Lastern zugebracht haben.

Möchten sie doch wenigstens, ehe sie den Ehestand antreten — nicht den letzten Tag vor der Hochzeit — sondern schon früher, je eher je lieber, eine aufrichtige, reumütige Beicht, eine Generalbeicht ablegen, und sich darauf ernstlich bessern, damit sie nicht auch noch das heilige Sakrament der Ehe unwürdig, im Wuste der Sünden empfangen, damit sie noch durch wahre Reue und ernstliche Besserung Gottes Gnade, Gottes Segen zu ihrem neuen Stande erlangen möchten! „An Gottes Segen ist alles gelegen."

Ja, möchten vielmehr alle ledigen Leute die Sünde über Alles meiden, und also auch die Gefahr, die nächste Gelegenheit zur Sünde, jede gefährliche Bekanntschaft, jede schnöde Lustbarkeit, wie die Sünde selbst, meiden! Die beste Vorbereitung zu dem heiligen Ehestande ist, wenn man sich im ledigen Stande gut aufführt. Dann wird Gott gewiß auch Alles recht machen: dann — nur dann wird das Sprichwort wahr: Die Ehen werden **im Himmel geschlossen.**

Amtsblatt
Die „Aus-Gewerkschaftliche Wochenschrift
Der Bezugspreis
Nr. 216

Berlin, 19.
tion der
laut „Roter
ein Schreiben
der Entschädigungen
fung des
Berlin, 19.
sentreiter aufge
großen Erfolge
Rentenbank-Kre
sion gleicher
bemerkt die
blick noch nicht
sich das nach
wirtschaft
Berlin, 19.
nisterium
nachmittags
sprüche des
menden Dampf
tenge
und der Heizer
verbrannt.
Berlin, 19.
Nach-Flieger
Krohne
Frühstück
London, 18.
erlaubter
zweifelhaft, da
alliierte Einlad
heitsfrage
führerseits
Paris, 18.
von
die ihre Urlaub
seit einiger
Stunde gelan
Die verbrannten
verwundet

Die Hö
Essen, 18.
Schwerindustrie
derholung ein
Kurz nach 8
ein. Gegen 9
neuer
den 35. Plan
Nach Abfahrt
v. Hindenburg
Die Kinder
lich" und
„Wecklichen
Dann
schaft auf
Freude, die
sieht das
Mann es
Stunde auf,
„Unser
Begeistert
Auf ein
Händeklatschen
Haus zurück.
Turngemeinde
Herr General
Sprache an
Knappen als
Grubenkatastro

Das Volk braucht Religion.

Im Jahre 1757 schrieb der französische Gottesleugner und Religionsspötter Voltaire an seinen Freund, den König von Preußen: „Eure Majestät wird der Menschheit einen unvergänglichen Dienst erweisen durch die Vernichtung dieses Aberglaubens" (er meint damit die geoffenbarte Religion und die katholische Kirche). „Ich meine aber," fuhr er fort, „nicht beim Pöbel, für den dieses Joch gut ist, aber in der gebildeten Gesellschaft."

Das Volk, oder wie der steinreiche Voltaire es verächtlich nennt, der Pöbel, brauchte eine Religion, aber er und der König von Preußen, die deutschen Barone, die französischen Marquis und die seinen Damen, denen die Kavaliere und Hofschranzen in den Salons ihre Huldigungen darbrachten, bedurften ihrer nicht.

Voltaire, der Gottesleugner starb, ohne die Frucht seiner Werke gekostet zu haben. Aber ins Grab wurden ihm von Alfred de Musset die rächenden Worte nachgerufen:

Schläfst du zufrieden? Dein häßliches Lächeln
Grinst es noch auf dem entfleischten Gebein?

Voltaire war tot; aber manche seiner Freunde und Schüler konnten bald nachher in den Kerkern der Schreckenszeit der französischen Revolution über die Vernessenheit des schrecklichen Spieles, das sie gespielt, selbst keine Religion zu haben, und sie und ihre Vertreter, die Priester, zu verhöhnen, dem Volke aber den trügerischen Aberglauben der Religion lassen zu wollen, nachdenken, eines Spieles, das sie verloren hatten.

Der bekannte Revolutionär Robespierre, der seine besten Mitarbeiter und eine Menge Menschen unter die Guillotine brachte und dabei war, als man in Notre dame eine Theatersängerin als Göttin der Vernunft auf den Altar hob, mußte später den Glauben an ein höheres Wesen als die Religion des französischen Volkes dekretieren. Für ihn allerdings zu spät, bald nachher, als das betörte Volk anfing, aus seinem Taumel allmählich zu erwachen und Front gegen die Gewaltmänner zu machen, trennte man auch ihm unter schauerlichen Flüchen den Kopf vom Rumpfe.

Es ist heute vielfach nicht anders, wie damals. Es gibt auch heute noch Leute, die dem Volke noch eine Religion lassen wollen, die sie selbst nicht haben, einen religiösen Aberglauben, wie sie es nennen, noch für das Volk als Wert gelten lassen, einem Dürftigen gleich, der in prahlerischer Verschwendung falsche Münze unter die Menge auswürfe.

Das gilt zunächst auch in der Politik. Selbst die Sozialdemokraten, vor Zeiten diejenigen, deren Blätter strotzten von Verhöhnung alles Religiösen und des frivolen Hervorziehens aller Aergernisse, die in Priesterkreisen sich zeigten, erkennen heute, wo sie in der Politik etwas zu sagen haben, und ein mitbestimmender Faktor sind, in ihren ersten und besten Schriftstellern wenigstens den ethischen Wert des Christentums an — in der Ueberzeugung, wie richtig die Worte von Goethes Zauberlehrling sind: „Die Geister, die ich rief, werd' ich nun nicht los."

Das Volk braucht Religion, sagen so manche, die einen großen Reichtum besitzen und alles genießen können und auch wirklich genießen, was die Welt besitzt und was sie ihnen bietet. Denn hat das Volk keine Religion, dann macht der Kommunismus um so größere Fortschritte und den Herren gehts dann, das fürchten sie, an den Kragen.

Am wenigsten sind noch zu begreifen die Gelehrten, die Leute von der Feder, die auch sagen, das Volk brauche Religion, damit man nicht, wie einst die wildenKrieger dem Archimedes, ihnen die Ruhe des Studierzimmers und ihre akademischen Sessel nehme und die gleichwohl in politischen Blättern, Broschüren, Zeitschriften, Romanen, die jeder in die Hand nimmt und liest, und Kinofilms, zu denen jeder läuft, die geoffenbarte Religion bekämpfen, den Naturalismus, den Zweifel, die Freiheit von den durch die Religion geheiligten sittlichen Schranken, zumal der ehelichen Bande, verteidigen und ihre Anschauungen mit großen Lettern in Bücher drucken lassen, die zu tausend und tausend Exemplaren verkauft werden. Die Leichtsinnigen! Der vergiftende Dunst verbreitet sich durch alle Schichten der menschlichen Gesellschaft.

Welchen Schaden haben wohl allein Häckels Welträtsel dem deutschen Volke gebracht und wie viele mag David Fr. Strauß um den christlichen Glauben und Religion und damit auch um ihren sittlichen Halt gebracht und deren verlorenes Heil auf dem Gewissen haben?!

Das Volk hört und versteht. Die geistigen Schranken zwischen den gesellschaftlichen Klassen, zwischen Gelehrten und Ungelehrten, Gebildeten und Ungebildeten sinken in unserer Zeit immer mehr. Alles wird heute Gemeingut, gute und schlimme Geistesprodukte. Nichts wirkt so ansteckend wie das Gift. Und wie viel von Giftdunst der Glaubens- und der Sittenlosigkeit zieht heute durch die Welt und verpestet tausende und hunderttausende aus allen Klassen der Gesellschaft an Leib und Seele?

Glaube man nur nicht, das Volk, wenn wir dieses Wort noch einmal im Sinne Voltaires nehmen wollen, werde lange nur ein unbeteiligter Zuhörer sein, wenn man ihm sagt: „Es gäbe keinen Gott, keine Unsterblichkeit der Seele, kein Gericht, keinen Lohn und keine Strafe in der Ewigkeit, tot sei tot, und darum einzig vernünftig, sich das Leben hier auf Erden mit ihren Gütern so schön als möglich zu machen." Nein, es wird sich über kurz oder lang erheben und den vollen Anteil an dem haben wollen, was der Erdentisch an Genüssen bietet. Und wir sind schon mitten in dieser Bewegung.

Und gerade die ungezügelten irdischen und sinnlichen Wünsche sind das Feld, auf dem alle Leidenschaften ins Kraut schießen. Wenn darum der Damm der Religion, der die Leidenschaften hemmt, durchstochen ist, dann wird die Flut der Leidenschaft steigen und sie wird weder Studierzimmer, noch Paläste, noch Salons, noch Theater, noch Banken, noch Geldschränke, noch gefüllte Scheunen schonen, in und aus denen die Quellen dieser Flut, auch die Unzufriedenheit und der Neid in irdischen Dingen genährt wird, die ja den Horizont des ungläubigen Menschen begrenzen.

Ich habe keine Zeit.

Wie oft hört man dieses Wort! Oft will man sich dadurch einer unangenehmen Pflicht entziehen, manchmal eine lästige Sache bei Seite schieben. Der allernächste Grund des allgemeinen Zeitmangels liegt allerdings in der Zeit selber. Sie hat etwas Unruhiges, Rastloses, beständig Aufgeregtes, dem sich niemand entziehen kann. So hat die Zeit selber keine Zeit.

Das vorzüglichste Mittel übrigens, Zeit zu haben, ist eine regelmäßige, nicht bloß stoßweise, Arbeit mit bestimmten Tages- (nicht Nacht-) stunden und sechs Arbeitstagen in der Woche, nicht fünf und nicht sieben. Die Nacht zum Tage zu machen, oder den Sonntag zum Werktag, das ist das beste Mittel, niemals Zeit und Arbeitskraft zu besitzen. Auch das wochen- und monatelange sogenannte „Ausspannen" hat sein Bedenkliches, wenn es ganz wörtlich genommen wird und eine völlige Enthaltung von aller Arbeit bedeutet. Ich hoffe, meint Hilty, es wird eine Zeit in der medizinischen Wissenschaft herankommen, die bestimmter, als es jetzt der Fall ist, den Satz aufstellt und beweist, daß regelmäßige Arbeit namentlich in späteren Jahren das weitaus beste Erhaltungsmittel der körperlichen und geistigen Gesundheit ist. Der Müßiggang macht unendlich viel müder und nervöser, als die Arbeit, und schwächt die Widerstandskraft, auf der eigentlich alle Gesundheit beruht.

Von der Abneigung.

Zwei Gefühle sind es, die im Verkehre mit unseren Mitmenschen eine große Rolle spielen, die Zuneigung und die Abneigung. Als bloße Gefühle haben sie an und für sich keinen sittlichen Wert, den bekommen sie erst, wenn der Wille sich von ihnen in seinem Denken, Reden und Tun bestimmen läßt.

Widerspricht dieser von einem Gefühl der Zuneigung oder Abneigung bestimmte Wille dem Willen Gottes, d. h. seinen Geboten, so ist das um so schlimmer, weil es sich da nicht um eine einzelne sündhafte Tat, einen einzelnen sündhaften Gedanken, ein einzelnes sündhaftes Wort, sondern um eine andauernd sündhafte Gesinnung handelt, die nun eine Quelle von Sünden, ja fast täglichen Uebertretungen wird.

Wozu verleitet nicht eine mit Willen festgehaltene unerlaubte Zuneigung den Menschen? Die besten, auf deren Tugend und Frömmigkeit man hätte Häuser bauen wollen, bis in den Priester- und Ordensstand hinein, können durch eine nicht bewachte sinnliche Zuneigung in ein Sündenleben verstrickt werden, das sie monate-, ja jahrelang in einem Taumel und in einem Banne hält, dem sie sich, solange die Gelegenheit währt, nicht zu entziehen vermögen.

Aehnlich ist es mit der Abneigung. Daß uns Menschen durch ihren Charakter, durch ihr Wesen, durch ihre körperlichen und geistigen Mängel und Fehler unsympathische Persönlichkeiten sein, ja bleiben können, wissen wir alle. Es gibt ja auch wirklich Menschen, deren Benehmen einem tatsächlich auf die Nerven fällt. Wer einen geraden gesunden Sinn hat, dem ist alle Katzenfreundlichkeit, alles sogenannte Schmusen, all diese dumme Eitelkeit, diese hochmütige Gespreiztheit, dieses falsche Schmeicheln und Schleichen, dieses Strebertum zuwider. Gegen solche Menschen empfindet man eine natürliche Abneigung.

Daß unsere Seele in solchen Fällen von den Strömungen der Abneigung durchflutet wird, ist nicht Sünde, die fängt erst da an, wo ich mich von diesen Strömungen widerstandslos treiben lasse und nun in meinem freiwilligen Denken, Reden und Tun lieblos werde.

Dabei ist jedoch zu bemerken, daß wir oft auf einem ganz verkehrten Wege sind, wenn wir den Grund unserer Abneigung in den Fehlern anderer suchen. Warum werden wir denn nicht gegen diejenigen, zu denen wir uns hingezogen fühlen, und die vielleicht gleiche oder ähnliche Fehler zur Schau tragen, nicht so feelisch unangenehm berührt, gereizt? Ja, sagt man und mit Recht, die Liebe macht blind und übersieht die Fehler. Wenn wir also bei denen, gegen die wir abgeneigt sind, die Fehler nicht übersehen wollen, so fehlt es uns eben an Liebe.

Vielfach ist aber diese Abneigung auch auf einen Mangel von unserer Seite zurückzuführen. Bei der tieferen Prüfung unserer Abneigung stößt man, wenn man gut zusieht, auf allerlei böse Dinge, auf Eitelkeit, Selbstgefälligkeit, Stolz, der immer der Erste sein will, keinen im nämlichen Amte, in der nämlichen Stellung neben sich dulden mag, und wäre es auch nur eine Stellung, wo beide es hauptsächlich mit Besen, Putztuch, Kochlöffel, Waschbottig und Bügeleisen zu tun haben.

Man stößt auf den Neid, der es nicht verträgt, wenn ein anderer gelobt, mit ihm ein freundliches Wort gesprochen wird, wenn er mehr Talent hat, von den Leuten mehr beachtet wird, auf den Neid, dieses häßliche Laster, das mit seinen Krallen das menschliche Herz erfaßt und es immer bluten läßt. Man sieht in einer Ecke der Seele des Neides Geschwister hocken: Eifersucht, Scheelsucht, Mißgunst, und im Sessel sitzen Vater Stolz.

In uns liegen meist die Giftwurzeln der Abneigung, ein ganz ekelig gemeines Gewieg, das seine Fasern bis in die letzten Empfindungen der Seele verbreitet und oft so tief reicht, daß man ihm gar nicht beikommen kann, und sich oft so verkriecht, daß man es gar nicht bemerkt.

Die Abneigung, zumal die, welche aus Neid und Mißgunst entsteht, ist ein schwarzer, blindscheinender Maulwurf, der die besten Gartenbeete verdirbt und die zartesten Pflanzungen unterwühlt. Daß rohe Burschen aus Eifersucht bei einer Tanzmusik sich prügeln, und eifersüchtige Frauen im Hause Scenen machen, in Gesellschaften die Damen an den von ihnen Beneideten kein gutes Haar lassen, zwei im Hause wohnende Dienstmädchen sich gegenseitig das Leben schwer machen, Aerzte einen Kollegen von größerer Praxis als einen Charlatan verschleißen, Gelehrte einen gelehrten Gegner Dummkopf nennen, ist nichts Neues.

Aber daß die Abneigung auch sich in die feinsten Gebilde des christlichen Gesellschaftslebens, in klösterliche Genossenschaften einnisten und da gar viel Unheil stiften kann, ist eine Klage, die einem nicht selten auch aus diesen Zirkeln des Friedens entgegentritt. Es kommt einem da vor, als höre man das Zischen der Schlange im Paradiese. Wie schön ist doch das Wort, das man in manchen Familienzimmern liest: „Wo Liebe, da Friede, wo Friede, da Freude, wo Freude, da Glück."

Vergessen wir doch nicht, daß die Welt und wir selber der Liebe so bedürftig sind. Lassen wir diesen Strom der Liebe, die doch auch in unserem Herzen wohnt, anschwellen und den Schlamm des Neides, der Eifersucht hinwegschwemmen, lassen wir trotz aller Abneigung demjenigen Gutes tun, gegen den wir die Abneigung empfinden, räumen wir ihm selbstlos Schwierigkeiten, die er mit seinem eigenen Charakter hat, aus dem Weg, entschuldigen wir bei uns seine Fehler, machen wir ihm unbemerkt eine Freude, erzeigen wir ihm ungezwungen eine Gefälligkeit, besonders beten wir wenigstens eine Zeitlang regelmäßig für ihn und uns. Dann wird das Herz geläutert vom klaren Strom, die Abneigung wird leise und langsam in Zuneigung umgewandelt und Pilatus und Herodes werden Freunde.

„Die ist neidisch."

Eine junge Gräfin war Novize in einem sehr armen Orden. Der Tag war da, an welchem sie mit mehreren andern Novizen die Gelübde ablegen sollte. Das Kloster hatte die Verwandten eingeladen. So kamen von verschiedenen Seiten viele Fremde in die sonst so stillen Räume. Zwei fremde Damen trafen im Kreuzgang auf eine junge Nonne. Da entspann sich folgendes Gespräch: „Ist es wahr, daß auch die junge Gräfin X. heute hier Profeß ablegen wird?" — „Ja!" — „Das ist aber doch ein gewaltiges Opfer, welches die Gott bringt!" — „Ich bezweifle sehr, daß Gott so urteilt", antwortete die Nonne, und ging mit einer freundlichen Verbeugung geräuschlos ihres Weges weiter. Die Fremden sahen ihr nach. „Die ist neidisch auf die Gräfin," flüsterte die eine der anderen zu. — Eine Stunde später waren die Augen der ganzen Versammlung auf den einen Punkt gerichtet, wo das eine junge Mädchen nach dem andern vor den Bischof niederkniete, und das Gelöbnis unverbrüchlichen Gehorsams gegen die hl. Regeln für sein ganzes Leben aussprach. Auch die Nonne erschien, welche unsere Fremde des Neides beschuldigt hatte. Bei ihrem Anblick wurde es letzterer eigentümlich zu Mute. „Kennen Sie die Nonne?" fragte fast unwillkürlich ihre Nachbarin, eine Dame, deren einfache, aber sehr gewählte Kleidung auf hohen Stand schließen ließ. „Es ist eine geborene Gräfin X.", antwortete dieselbe in einem Tone, in welchem auch nicht die geringste Erregtheit über das Opfer des Mädchens durchklang. Da wurde die Fragende ganz rot. Sie schämte sich ihres Argwohnes. Sofort tat sie der Gekränkten im Herzen Abbitte; beim Frühstück aber erzählte sie, weil sie sich bestrafen wollte, den ganzen Vorfall. Solche Vorfälle könnte uns vielleicht mancher zu Dutzenden berichten. Wie leicht ist man mit solchem argwöhnischen Urteil zur Hand, wie oft! Daß das nicht taugt, daß es sich mit der Liebe nicht verträgt, darüber diesmal nicht. Aber du kannst, wenn du, und so oft du solches Urteil fällst, für dich selbst daraus etwas lernen. Bekanntlich sucht niemand einen andern hinter dem Ofen, der nicht selbst schon dahinter gesteckt hat. Hast du also jemals ohne rechten Grund einen andern eines Fehlers schuldig gehalten, so sieh einmal in deinem Herzen nach, wie es in dieser Hinsicht bei dir aussieht. Denkst du, „die ist neidisch," so prüfe dich, ob nicht in deinem Herzen der Neid Platz hat? Es wird wahrscheinlich stimmen. Oder denkst du: „Der sagt das aus Eitelkeit," so untersuche einmal deine etwa heute geführten Gespräche; leicht wirst du da einer und andern Eitelkeit begegnen. — Sprichst du aber gern solche unbegründete argwöhnische Urteile aus, so lässest du die Hörenden, wenn sie von der Sache etwas verstehen, in deinem eigenen Herzen lesen. Drum sei auf der Hut!

Zuversicht.

Mit dem Vogel sind geflogen — Seine Kinder über Meer. — Droben ward der Himmel trüber, — Drunten brausten Sturmeswogen, — Und die Kinder klagten sehr: — „Ach, wie kommen wir hinüber? — Nirgends will ein Land uns winken, — Und die müden Schwingen sinken."

Aber ihre Mutter sagt: — „Kinder, bleibet unverzagt! — Fühlt ihr nicht im Tiefsten innen — Unaufhaltsam einen Zug, — Neuen Frühling zu gewinnen? — Auf, in jenen ist kein Trug. — Der die Sehnsucht hat gegeben, — Er wird uns hinüberheben — Und euch trösten balde, balde — In dem jungbelaubten Walde."

Drei Bilder aus der Heimat.

Erstes Bild:

Ich weiß euch ein Häuschen bei B . . . am Rhein
Versteckt hinter Büschen und Bäumen;
Da wandelt mein Mütterchen aus und ein
Vom Garten zum Haus, durch die Räume.
Und wie sie so geht, und wie sie da steht,
Kann klar mein Aug' sie erblicken,
Des Alters Schnee durch das Haar geweht,
Von Jahren gebeuget den Rücken.
Da nimmt sie das Plätzchen am Ofen ein
Und sinnet und sinnet und träumet;
Im Winter vom Frühlingssonnenschein
Die Suppe kocht über und schäumet.

Zweites Bild:

Ich seh' sie auch abends beim Lampenschein
Dort neben dem Tisch auf dem Stuhle;
Da sieht sie die Enkel, wie groß und klein
Die Aufgaben macht für die Schule.
Der Kleinste hat sich zu ihr gesellt,
Und lauschet Großmütterchens Worten,
Sie erzählt ihm viel aus der Märchenwelt,
Auch von Leckerbissen und Torten.
Es brodelt das Wasser zum braunen Trank,
Den Tisch deckt die Mutter mit Linnen;
Holt Tassen und Butter und Brot aus dem Schrank,
Nun seh' ich das Mahl sie beginnen.

Drittes Bild:

Die Nacht ist gekommen, sie sehnt sich nach Ruh',
Die müden Glieder zu strecken;
Die Enkel deckt sie sorgsam erst zu,
Will morgen früh sie schon wecken.
Ein stilles Gebet noch spricht sie zuvor
Für die, die da liegen im Schlummer;
Nun legt sie sich nieder auf's rechte Ohr
Verträumet unnötigen Kummer.
Dem Mütterlein wünsche ich gute Nacht
Und auch den Anderen im Bette.
Ob einer von diesen auch meiner gedacht?
Die schnarchen jetzt all um die Wette.

Aus dem Nachlaß unserer 83jährigen Dichterfreundin.

Kindlicher Fleiß.

Kinder sind gern tätig. Es ist gegen die Natur, wenn ein Kind viel sitzen muß. Es mag sein, daß es dann „artig" wird, aber es verliert auch das Beste fürs Leben, den Drang, sich zu regen, sich nützlich zu machen. Das Kind ist gern fleißig, wenn jener Drang nur recht geleitet wird. Außer dem Spiel hat es keine größere Freude, als wenn es schon etwas Nützliches tun kann. Holztragen, Blumengießen und ähnliche Arbeiten machen auch kleinere Kinder schon gern. Deshalb ist es so wertvoll, wenn Kinder in Verhältnissen aufwachsen, wo man ihnen solche Aufgaben stellen kann.